

# Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **5 (1911)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bar ist, gibt ihre Seele sich ganz dem Höchsten hin. Sie ist nicht die Verföhrerin, sondern die Föhrerin des Mannes, seine Föhrerin zu Gott und zur Reinheit. Nicht durch ihren Reiz zu versuchen ist ihre Sache, sondern ihn kraft ihrer Liebe und der ahnungsvollen Tiefe ihres Wesens zu verstehen, wo niemand sonst ihn versteht. Ihre Treue aber bewöhrt sie in tiefem Leiden. Sie ist es, die, das Schwert im Herzen, unter dem Kreuze des Menschensohnes, ihres Sohnes, steht, aber sie auch, die getragen wird von unendlicher Dankbarkeit und Verehrung, und von Unzähligen empfunden als das höchste Symbol des Ewigen selbst.

## Rundschau.

**E**ine der Vorbedingungen für die ganze Belebung und Bereicherung des Gemeindelebens, zu welcher der Volkstag für kirchliche Arbeit anregen wollte, ist die Existenz von **Gemeindehäusern**. In Deutschland bestehen sie schon in großer Zahl, wir Schweizer sind da wieder einmal langsamer gewesen. Schon im Jahre 1903 hat die Kirchengemeinde Winterthur im Prinzip den Bau eines solchen Gemeindehauses dem einer zweiten Kirche vorgezogen. Aber die Ausführung des Planes verzögerte sich; nun hat die Kirchgemeindeversammlung vom 29. Oktober den Kredit von Fr. 560,000 für das vorgeschlagene Projekt bewilligt und der Bau kann beginnen. In der offiziellen „Weisung“ der Kirchengemeinde zu ihrem Antrag und in einer von Pfarrer von Greherz verfaßten Flugschrift wird das Bedürfnis eingehend begründet. Es wird vor allem die Notwendigkeit freierer Veranstaltungen außerhalb des gottesdienstlichen Rahmens, zur Besprechung von religiösen Fragen, zur Abhaltung von Lehrkursen, von Elternabenden, von Versammlungen der konfirmierten Jugend betont. Ich darf aus eigener Erfahrung sagen, daß der gute Wille, in dieser Weise zu arbeiten, immer wieder auf ein großes Hindernis stößt: den Mangel eines Gemeindehauses. Wenn man für irgend eine solche Veranstaltung ein Lokal haben möchte, so muß man entweder konsumieren oder teure Miete zahlen. Besonders stark empfinden wir diesen Mangel, wenn wir nach Mitteln zur Pflege religiöser Gemeinschaft suchen. Es ist schon länger meine Ueberzeugung, daß hierin die Kirche zu wenig tut. Was uns neulich R. Pestalozzi von den englischen Brotherhoods erzählte, hat mich darin nicht wenig bestärkt. Sehr gut führt dies von Greherz in seiner Flugschrift aus (Seite 9): „Es muß doch jeder, dem die Kirche und vor allem das ihr anvertraute Evangelium nicht eine abgetane Sache oder eine bloße ehrwürdige Sitte und Ueberlieferung, sondern eine Lebenskraft bedeutet, es als etwas ganz Unnatürliches empfinden, daß die zu dieser Kirche gehörenden Glieder sich als solche tatsächlich bloß im Gottesdienste treffen, wohin jeder geht und woraus jeder heimkehrt,

ohne mit den Uebrigen auch nur ein freundliches Wort, einen einzigen Gedanken ausgetauscht zu haben. Kein Wunder, daß da Manche, die ohnehin einsam im Leben stehen, wenn auch vielleicht recht ungern, von der Landeskirche, die das Zusammengehörigkeitsgefühl so wenig pflegt, sich einer kleineren Gemeinschaft, einer Sekte zuwenden, deren geistiger Horizont zwar enger, aber deren Gemeinschaftspflege dafür stärker ist. Beide Bedürfnisse, das nach religiöser Aussprache und das nach religiöser Gemeinschaft, sind ja eng miteinander verwandt, und wenn die Kirche keine Macht ist, so kommt es zu einem guten Teil auch daher, daß sie diesen Bedürfnissen zu wenig entgegengekommen ist.“ — Das Projekt des Winterthurer Gemeindehauses sieht vor: Im Erdgeschoß vier Unterrichtszimmer für 50—60 Schüler, einen kleinen Saal für 100—150 Personen und ein Lese- und Bibliothekzimmer; im ersten und zweiten Stock einen größern Saal mit Empore für 1000 Personen, für Abendgottesdienste, Sonntagskinderlehren, Konzerte, größere Versammlungen; im Souterrain Räume mit Theeküche für Familienabende und für die Suppenanstalt der Hilfs-gesellschaft Winterthur. Wir gratulieren den Winterthurern zu ihrem Projekt und wünschen baldige Nachfolge! — Die Kirchgemeinde Zürich-Neumünster hat neulich ein Gemeindehaus in kleineren Dimensionen, verbunden mit Amtswohnungen für Pfarrer und Siegrist, eingeweiht. &

**Iatho in der Kreuzkirche.** Die Leitung des Vereins sozialistischer Kirchgenossen Neumünster hatte den Pastor Iatho zu einem Abendgottesdienst in die Zürcher Kreuzkirche eingeladen. Offenbar zur Beschwichtigung formeller Bedenken hatte man das Ganze als Vortrag ausgeschrieben, obwohl es völlig den Charakter liturgisch umrahmter Predigt hatte. Wem es ein Bedürfnis innerer Wahrhaftigkeit und Freiheit ist, unbekümmert um irgend welche Schablonen die religiösen Werte zu achten und wenn möglich fruchtbar zu machen, wo sie sich auch finden, konnte es nur begrüßen, daß er so die Gelegenheit bekam, den umstrittenen, ebenso gefeierten als verfeierten Mann selber zu hören und sich seine Anschauung zu bilden oder zu klären. Die Kirche war überfüllt.

Es sei gleich vorausgeschickt, daß der Abend erfreulicherweise nicht das Gepräge einer Protestveranstaltung mit wilden Ausfällen gegen Abwesende trug, sondern daß Iatho einfach die Seligpreisungen der Bergpredigt im Sinne einer wesentlich individualistischen Religiosität erklärte oder besser erbaulich verwertete. Wer sich an dem nördlich-pastoralen Ton und gelegentlicher Willkür der Auslegung nicht glaubte stoßen zu müssen (und warum sollte man sich in diesem Fall mehr als sonst daran stoßen?), mußte wohl zugeben, daß das gefürchtete Aergerniß unmöglich konnte genommen werden und daß die Worte Jesu nicht irgendwie hervorragend, aber würdig, überzeugt und mit warmem Willen zur brüderlichen Gemeinschaft vertreten wurden.

Sympathisch wirkte schon der freie Segen zum Anfang: „Gott gebe uns viel Barmherzigkeit, viel Friede, viel Liebe.“ Dann wurde vom Kirchenchor das Unser-Vater, in Reime gebracht und am Ende einigermaßen erweitert, vorgetragen; die Darbietung entzieht sich angesichts der gottesdienstlichen Veranstaltung der Kritik. Die folgende Predigt Jathos faßte die Seligpreisungen als eine Schilderung des seelischen Werdens, wie es im Geiste der Freiheit und der Liebe sein Glück findet. Das Menschenherz, von Jesus neu entdeckt, gewinnt seine Kraft und seinen Stolz am Leidtragen, bewahrt bei aller Bildung seine Kindlichkeit, weiß mit Kinderaugen Einfaches einfach zu fassen und bleibt so, arm im Geiste, in der Seligkeit des Kindes: es hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, sieht Gott auch im Kommenden, nicht nur (Jatho sagt: nicht) im Vergangenen, schwebt auf Flügeln des Geistes über aller Fülle der Schöpfung und wird satt und wieder hungrig, ewig wandelbar und nimmer ruhend; es schaut aber auch Gott, wenn es rein bleibt, findet in sich die Einheit mit dem Vater und darin ein Weltgefühl, in dem es jede äußere Gnadenanstalt entbehren kann. Aus der Reinheit läßt es Barmherzigkeit, Sanftmut und Friedfertigkeit fließen, besitzt selbst dann das Himmelreich, wenn es um der Gerechtigkeit willen verfolgt wird, weiß aber, daß den Himmel bringen seliger ist als den Himmel haben, und ergießt sich darum lebensfreudig in die Welt des Vaters und der Brüder.

Wer eine geschlossene Welt- und Lebensauffassung erwartete, konnte wohl kaum befriedigt werden. Er hörte das Zeugnis eines warmherzigen, uneingeengten Geistes; er sah die Beugung vor Jesu, „der unsre Seelen zu Gott geführt hat,“ er vernahm das Bekenntnis des mystisch Frommen, der in seinem Herzen Gott hat und sich mit dem Vater eins weiß, darum aber auch nichts in der Welt fürchten muß — gleichzeitig aber das des ewig ungesättigten Wahrheitsjuchers, der unermüdlich forscht, ob er dank diesem Ernst, den keine Mühe bleichet, den verborgenen Born finden möge. Er vernahm weder die Lösung des Rätsels, warum das Leben erst aus dem Leide Stärke und Stolz gewinne, noch konnte er erkennen, wie der Mystiker zwischen dem Gott der Geschichte und der Zukunft überhaupt zu trennen vermöge — er mußte sich damit begnügen, auch hier einen Menschen mit seinem Widerspruch zu finden: stolz darauf, die Wahrheit suchen zu müssen, dabei dessen gewiß, daß er im Grunde seines Herzens mit dem Vater eins sei; alle Einrichtungen als unnütz verwerfend und dabei doch die Gemeinschaftsbildung für die natürlich notwendige Folge gerade des ewig strömenden Wesens haltend.

Das Lehrreichste vielleicht war die deutliche Einsicht, daß auch hier das Wesen religiöser Gewißheit um nichts weniger vernünftig dargetan werden könne als sonst. Mit einer leichten Aenderung des tiefen paulinischen Wortes wünschte der Redner zum Schlusse, daß „der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, eure Herzen und Sinne bewahre im Geiste der Worte Jesu.“

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Gedankenfolge und die Lebensstimmung, die Jatho aus den Seligpreisungen gewinnt, nicht deren ganzen Gehalt bedeuten, und daß andererseits seine Erfahrung eines „lichten, holdseligen Gottes“ auch religiösen Menschen fremd erscheinen kann, wenn sie wirklich die ganze Welt im Spiegel der Seele fassen, also auch Natur und Geschichte mit einbegreifen müssen. Auch werden vielen die innern und äußern Hemmnisse der Freiheit und Liebe viel gefährlicher und schwerer vorkommen.

Doch soll ja die Predigt erbauen, nicht allseitig belehren. Und dem Eindruck der opferfreudigen Wahrhaftigkeit, der warmen Liebe und der echten Ehrfurcht konnte man sich nicht entziehen.

Wenn der geschichtliche Ertrag des christlichen Bewußtseins nicht durch die rein äußere Kultur oder Unkultur vernichtet werden soll, wenn wir nicht über verschiedenen Anschauungen von mehr oder weniger großem Belang die Gemeinsamkeit der Gottesfurcht und Menschenliebe verlieren wollen, haben wir allen Grund, uns bei diesem Anlaß des Wortes zu erinnern, das Jesus selbst gesprochen hat: „Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ Allerdings mahnt eben diese überlegen nüchterne Aufforderung daran, daß hohe Barmherzigkeit mehr ist als „Warmherzigkeit“, und daß das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit sich in dem Hungern überhaupt und dem Dürsten nach intellektueller Befriedigung durchaus nicht erschöpft.

Dr. Gottfried Bohnenblust, Zürich.

**Das Erwachen unserer Kirchen.** Es geschehen fast erstaunliche Dinge, im Schlimmen und im Guten. Im Schlimmen: wir brauchen nur auf den erschütternden Aufsatz über den Mädchenhandel in dieser Nummer hinzuweisen oder auf die Nachrichten, die aus Tripolis kommen und auf die bloße Tatsache dieses „Krieges“ überhaupt. Angesichts solcher Dinge drängt sich uns immer wieder die Frage auf die Lippen: „Wo bleiben die Kirchen, diese Organisationen des Guten, die zum Teil die Welt umfassen wie die römische, oder doch großen Einfluß besitzen, auch politischen, wie die englischen und nordamerikanischen?“

Wie eine Antwort auf diese Frage, die zugleich ein Notschrei ist, berühren mich die Verhandlungen der Kirchensynode des Kantons Zürich, die letzte Tage (am 29. November) in Zürich stattgefunden haben. Der Referent der Geschäftsprüfungskommission, Herr Pfarrer Finsler vom Großmünster, machte, für Viele unerwartet, die Anregung, daß die Synode künftig an Stelle des administrativen und kultischen Kleinrats, der meistens den Hauptinhalt solcher synodalen Verhandlungen bildet, sie mit schwerer Langeweile belastet und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, die großen und dringenden Angelegenheiten behandle, die die Gegenwart beschäftigen und auch für das religiöse Leben entscheidend sind, besonders auch die sozialen Probleme. Er bezeichnete es als eine Aufgabe der Kirchen, gegen Unerträglichkeiten wie der jetzige Tripoliskrieg, ihre Stimme zu erheben und in den großen Kämpfen um soziale Gerechtigkeit und sittlichen Fortschritt deutlich Stellung zu nehmen. (Ein allgemeiner Protest unserer Kirchen gegen den Tripoliskrieg und was mit ihm zusammenhängt bedeutete m. E. für die Umstimmung des Islam und der ganzen Heidenwelt zu Gunsten des Christentums mehr als alle Missionsgottesdienste und Missionskollekten zusammen). Um auch gleich zur Ausführung dieses Programms überzugehen, regte er an, daß die Synode durch den Kirchenrat einen Aufruf an das protestantische Zürcher Volk erlasse, worin ihm die Annahme des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes empfohlen werde.

Nun kam Leben in die würdige Versammlung. Wie zu erwarten war, wurde gegen diese letzte Anregung das Argument geltend gemacht, das wir aus den theologischen Debatten der letzten Jahrzehnte genügend kennen: die Kirche dürfe sich nicht in Sozialpolitik einlassen. Es kämen bei einer solchen Abstimmung nicht nur das Prinzip, sondern auch Fragen der Technik und Opportunität in Betracht. Es gehe nicht an, darüber im Namen des Christentums entscheiden zu wollen. Ein Redner drückte auch seine Angst vor dem Hinausfahren aufs hohe Meer aus. Aber die Stimmung der Synodalen war der Anregung so günstig (man darf wohl sagen: so unerwartet günstig), daß der Widerstand dagegen nicht aufkommen konnte. Sie wurde beinahe einmütig zum Beschluß erhoben, unter Zustimmung des Kirchenrates. Ebenso wurde dann eine Bestimmung in die Geschäftsordnung aufgenommen, die die Synode verpflichtet, künftig Gegenstände von der oben geschilderten Art an Hand von kurzen Referaten zu behandeln.

Diese Beschlüsse werden nicht verfehlen, ein gewisses Aufsehen zu erregen. Wir freuen uns darüber von Herzen. — Wie wir seinerzeit in den Neuen Wegen berichtet haben (vgl. Nr. 7 dieses Jahrgangs), ist die Synode von St. Gallen auf dieser Bahn vorangegangen, freilich viel weniger entschlossen und temperamentsvoll, als Zürich, während in der Berner Synode vor kurzem eine Motion eingebracht und dem Kirchenrat überwiesen wurde, die ebenfalls eine kirchliche Aktion zu Gunsten des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes fordert. Man darf also wohl von einem Erwachen unserer Kirchen reden.

Die prinzipiellen Bedenken gegen diese neuen Bahnen sind uns natürlich wohl bekannt. Wir lehnen sie auch nicht ohne weiteres ab. Es ist klar, daß kirchliche Körperschaften sich nicht auf Fragen der sozialen Technik einlassen können; dafür sind die Fachmänner da und die politischen Organisationen. Einsteigen können und sollen sie aber für die Prinzipien der Gerechtigkeit und Solidarität, der Reinheit und Barmherzigkeit gegen Egoismus und Mammonismus, Unrecht und Lüge, Schmutz und Rohheit. Natürlich bedarf es der verständigen Ueberlegung und des religiösen Taktes, damit die auf dieser Bahn drohenden Klippen vermieden werden; sicher werden auch etwa Fehler gemacht werden; aber sollen wir deswegen nichts tun? Das ist allerdings lange genug die Maxime der Kirchen gewesen; aus lauter Angst, Fehler zu machen, hat man nichts getan — was doch wohl der größte der Fehler ist. Man wollte das Evangelium nicht dadurch kompromittieren, daß man es in die „weltlichen“ Angelegenheiten mende und hat es damit am ärgsten kompromittiert; denn es kam damit allmählich die Meinung auf, es sei überhaupt keine lebendige Kraft. Ein Sauerteig, den man so ängstlich vor dem Teig behütet, kommt in den Verdacht, kein Sauerteig zu sein. Gottlob dürfen wir auch Fehler machen, wenn wir für Gottes Sache arbeiten wollen. Eine handelnde Kirche muß auch dies auf sich nehmen, während eine Dogmenkirche freilich unfehlbar ist.

Es stehen allerdings noch tiefere Prinzipienfragen im Hintergrund. Wollen wir denn eine abermalige Verkirchlichung der Gesellschaft? Soll das staatliche Leben seine Direktiven von den Synoden empfangen? Wäre das nicht ein Rückfall in eine vergangene und zwar glücklicherweise vergangene Epoche? Geben wir uns auch Rechenschaft darüber, wohin wir segeln? — Die Antwort auf diese Bedenken erfordert eine ausführliche prinzipielle Erörterung, die wir hier natürlich nicht geben können, aber bald einmal geben müssen. Die Frage bildet einen Teil des heutigen Kirchenproblems, dessen Dringlichkeit nun gottlob Vielen deutlich wird, die noch vor kurzem nichts davon wissen wollten. Nur so viel sei hier gesagt: es handelt sich natürlich nicht darum, daß die Kirchen zu neuer Macht und Herrschaft gelangen sollen, sie sollen nur arbeiten, mit Andern zusammen arbeiten, Anregungen geben, zu ihrer Sache stehen. Sodann: sie sollen gar nicht für die Kirche arbeiten, sondern für die Welt, d. h. für Gottes und des Menschen Sache in der Welt.

Auch das sei noch zum Ueberfluß gesagt: Das Erwachen der Kirchen, das wir erhoffen, bezieht sich nicht nur auf die soziale Aufgabe im engeren Sinne. Wir hoffen auf ein religiöses Erwachen. Dieses schließt dann das soziale ein. Umgekehrt aber ist uns das soziale Erwachen ein Symptom des religiösen. Daß

an der Zürcher, wie an der St. Galler und Berner Synode die famosen „Richtungen“ ziemlich gleichmäßig für und gegen den neueren Geist waren, ist ebenfalls ein erfreuliches Zeichen neuer Zeiten.

Wir freuen uns von Herzen. Natürlich wissen wir wohl, daß die Stellungnahme einiger Schweizer Kirchen, quantitativ betrachtet, noch nicht viel bedeutet. Aber einmal: im Reiche Gottes gibt nicht das Quantum den Ausschlag; sodann: diese Wendung darf als ein Zeichen aufgefaßt werden, als Zeichen eines neuen Lebens, das überall in der Christenheit gährt, als ein Vorzeichen dessen, was einst sein wird. Wir verstehen sie als ein Adventszeichen. L. H.

**Die Auslese der Führenden.** In einem so betitelten Aufsatz in Nr. 22 der „Sozialistischen Monatshefte“ schreibt Paul Kampffmeyer:

„Der Mythos verknüpft bezeichnender Weise die bahnbrechenden großen Persönlichkeiten direkt mit dem Himmel und erhebt sie zu Göttersöhnen, die von den Himmlischen mit Menschenkindern auf dieser Erde erzeugt sind . . . Das Uebernatürliche hat man nun wohl aus dem Wesen der großen Menschen entfernt, nicht aber ihre natürlichen, den menschlichen Durchschnitt überragenden geistigen und moralischen Qualitäten. Und über die Bedeutung dieser Eigenschaften für die Gestaltung höhern Kulturlebens ist sich heute auch der Arbeiter, der allen Autoritätsglauben und alle Personenvergötterung gründlich abgetan hat, völlig im Klaren . . . Gewiß, bürgerliche Gelehrte und Ungelehrte stellen sich wohl heute noch die Sozialdemokratie als eine Art plattdrückender Gleichheitswalze vor, deren stupide Leiter die tiefgründigen Unterschiede unter den Menschen nicht kennen. In den Köpfen dieser Gelehrten und Ungelehrten verzerrt sich das sozialistische Postulat der Aufhebung der sozialen Klassen zu der Forderung der rücksichtslosen Beseitigung aller Höhen in der individuellen, geistigen und moralischen Beanlagung der Menschen.“

Der Verfasser führt weiter aus, wie die für jeden Kulturfortschritt notwendige Auslese der führenden Geister durch die Klassengegensätze vereitelt wurde. „Nicht innerlich Hervorragendes, sondern nur äußerlich Beherrschendes fand Gnade in den Augen der Herrschenden.“ Deshalb wurden die führenden Geister Revolutionäre und Märtyrer. Die Herrschenden lasen wieder Herrschende aus und verfuhrten auch dabei launisch und willkürlich; die Auslese wurde nur aus einem eng begrenzten Kreise getroffen. Das Problem der Zukunft ist die Erziehung der Massenmenschen zu vielseitig entwickelten Persönlichkeiten; dann können alle Kreise im Wettkampf um die führenden Posten konkurrieren, und hochstehende, individualisierte Massen können auch besser die richtige Auslese treffen.

Soweit Kampffmeyers Gedankengang. Mir scheint, er überschätze doch die Fähigkeit der Massen, überlegene Führerqualitäten zu erkennen und ihre Willigkeit, sie anzuerkennen. Ich fürchte, seine Ausführungen könnten doch da und dort als Lästerung gegen die Heiligkeit der demokratischen Grundsätze empfunden werden. Es gibt genug Menschen — nicht nur innerhalb der sogenannten Masse — welche sich einbilden, sie vergäben sich etwas, wenn sie zur Ueberlegenheit emporschauen, welche ihr nur mit Neid gegenüberstehen und immer Alles besser wissen. Das Bewußtsein ist nicht allzu verbreitet, daß Demut, die sich beugt und führen läßt, den Menschen mehr ehrt und hebt als störrische Einbildung.

Die Nivellierungstendenz, die im demokratischen Prinzip liegt, hat z. B. Thomas Carlyle zu seiner grimmigen Gegnerschaft gegen die Demokratie geführt, und wer durch seine Schule gegangen ist, wird zeitlebens davon mehr oder weniger infiziert bleiben. Aber deshalb braucht man nicht Carlyles Irrtum zu teilen, in dem er befangen blieb, als er die Entwicklung gern zurückgeschraubt hätte. Die Demokratie wird vom Aberglauben an die „plattdrückende Gleichheitswalze“ von selbst geheilt und zur Einsicht in die Notwendigkeit einer Auslese von Führenden gedrängt werden. Und an sich ist sie zu einer solchen Auslese nicht schlechter befähigt als irgend eine autoritative Gesellschaftsrichtung. Die Autoritäten haben es oft leichter, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen und das Heilsame durchzusetzen. Aber was sie erreichen, ist dann auch leicht mehr äußerlich aufgezwungen als innerlich angeeignet. Und der Neid, welcher der Tüchtigkeit, die sich durchsetzen möchte, den Weg versperrt, wird hier wie dort sein Unwesen treiben.

Aber der Wahn, daß die Menschen der Führung entbehren könnten, wird von selbst verfliegen. Ein Zukunftsbild ohne Ueber- und Unterordnung wird bald als Traum, und nicht einmal als ein schöner, erkannt sein. Dafür ist der Artikel von Kampffmeyer ein bemerkenswertes Symptom, und es ist ein erfreulicher Fortschritt, daß solche Gedanken in einem sozialistischen Organ, in dem sie sich eben doch einigermaßen als Kezerei ausnehmen, offen ausgesprochen werden dürfen. Unsereiner gerät doch leicht in den Verdacht, ein verkappter Reaktionär zu sein, wenn er so etwas äußert.

Aber in einem muß ich Kampffmeyer widersprechen. Er glaubt, die empfindlichen Reibungen, welche die Aktionen der Bahnbrecher hemmten, seien darauf zurückzuführen, daß die Herrschenden nur solche zur Führung zuließen, welche in ihr Horn stießen. Die herrschende Macht ist von Natur konservativ, das ist richtig beobachtet; aber es gilt von jeder Herrschgewalt, von der demokratischen nicht minder als von der aristokratisch-autoritativen. Der Aberglaube des Zeitgeistes, die Dogmen des Massenbewußtseins sind genau so „unfehlbar“ wie irgend eine Bulle oder eine Proklamation ex cathedra. Das Neue muß immer zuerst kezerisch und revolutionär sein und sich einem Martyrium unterziehen, dessen Formen nur mit dem Fortschritt der Zeit sich zivilisieren, das aber der geistigen Natur nach dasselbe bleibt. Das Bessere ist der Feind des Guten, nicht des Schlechten. Die bisherigen Führer, ob sie von der Demokratie, von Kaiser oder Papst an die Spitze gestellt sind, werden stets die grimmigsten Feinde der Bahnbrecher und Propheten sein. Diese Tatsache scheint eine bedauerliche Hemmung des Fortschritts. Aber in Wahrheit ist es gut so. Denn so kommen leichter diejenigen an die Spitze einer Bewegung, welche einfach müssen. Die Streber, die eine feine Bitterung für das Besitzen, was eine Zukunft hat, und die, welche aus Eitelkeit immer für das Neueste eintreten, werden sich zwar bald genug einstellen, aber zuerst doch noch ferne bleiben. Und die wirklich Berufenen werden durch den Widerstand innerlich wachsen. Vielen von ihnen wird es überhaupt versagt sein, Führer im eigentlichen Sinn zu werden; und weil nicht der Ehrgeiz ihre Triebfeder war, so können sie es verschmerzen; sie bleiben einsam, und gerade dadurch wirken sie, da ihnen die Wirksamkeit in die Breite abgeschnitten ist, umsomehr in die Tiefe. Ja, Massenerfolge, wenn sie ihnen doch zu Teil werden, machen sie erst recht einsam, da sie meist nur mit einer Herabminderung des Ideals erkauft werden. Und doch wächst auch wieder mit der Intensität einer Bewegung und Begeisterung der Expansionsdrang, und jede echte Ueberzeugung erhebt den Ruf: „Geht hin in alle Welt!“ Daraus erwächst für die Führenden die Versuchung, sich zu den zu Gewinnenden herunterzulassen, statt sie zu sich emporzuheben. Ja, diese Gefahr ist vielleicht in der Demokratie besonders groß.

Kurz, das Problem, wie die zur Führung Befähigten auch zur Führung gelangen können, bleibt überall dasselbe. Jede Gesellschaftsform muß es auf ihre Weise zu lösen suchen und hat dabei ihre eigenen Schwierigkeiten zu überwinden. Und daß unsere Zeit vom Boden einer demokratischen Gesellschaft aus an dieses Problem herantreten muß, ist eine Tatsache, an der sich nicht mehr rütteln läßt. Es gilt zunächst, das Bewußtsein dieser Aufgabe einer Auslese der Führenden, der Berufung des rechten Mannes an den rechten Platz zu wecken. Und — darin ist Kampffmeyer sehr beizupflichten — Einsicht und Willigkeit dafür werden mit einer fortschreitenden Individualisierung der Massen wachsen. L.

## Büchertisch.

**Grütlikalender 1912**, 20. Jahrgang. Zu beziehen durch die Grütlibuchhandlung in Zürich. Preis 50 Rappen. Herausgeber: Robert Seidel.

Der mir zur Verfügung stehende Raum erlaubt mir nicht mehr als einen

ganz kurzen Hinweis auf diesen Kalender. Ich glaube, daß er zu den besten seiner Art gehört. Besonders wertvoll sind die Aufsätze von Regierungsrat Bullschleger über Paul Brandt, Dr. Hans Müller über die „genossenschaftliche Agrarpolitik